

Lärchentod im Innerfeldtal

Autor(en): **Faber, Gusti**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **7 (1912-1913)**

Heft 12

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751459>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Lärchentod im Innerfeldtal

Du kennst das Tal und weißt, wie dort die Bäume,
Die Lärchenbäume herrlich einzeln stehn
In Mark und Kraft und seltner, reicher Schöne,
Und jubelnd Höhensonnenlieder schwirren
In strahlend reines, liches Himmelsblau.

So eine Lärche ist's, vor der ich stehe,
Hoch streckt die Zweige sie dem Licht entgegen,
Doch wurzelnah, da trägt sie eine Wunde
Rings um den Stamm herum ins Fleisch gekerbt,
Und schwer erpreßte, helle, zähe Tränen
Von goldnem Harz entquellen dieser Wunde. —
Und nicht genug, zwei Männer schlagen hart
Mit Äxten in das saftig frische Holz,
Daß Splitter fliegen und im Taft das Schlagen
Als dumpfes Echo aus dem Walde klingt.

Noch steht der Baum. — Sein lichter Wipfel träumt
Im Sonnenlicht, indessen die Vernichtung
Mit steter Kraft und Zähigkeit am Werk. —
„Dös Luada!“ grollt der Mann, blickt böß hinauf
Und treibt mit frischer Kraft die Äxt ins Holz.
Da läuft ein Zittern durch den hohen Stamm,
Ein Zittern, schwer und bang wie Todesatmen.
Es läuft zum Wipfel und verklingt dort leis.
Wie ein Warum? Wie eine Schicksalsfrage.

Die Männer beide springen rasch zur Seite,
Denn langsam, königlich beginnt der Baum
Sein Sterben, langsam neigt er sich zur Erde,
Und stöhnt in tiefstem Schmerz und splittert krachend
Sein Leben von der Erde Mutter Schoß:
Er schlägt auf sammetgrünen Wiesenboden
Dumpf hin, und tausend feine Äste brechen
Mit Knisterrauschen — seufzen qualvoll auf,
Dann ist es still. — Die Sonnenlichter spielen
Wohl um den toten Baum mit Goldgefunkel.
Sein weiches, grünes Haar liegt schwer und schleppend
Am Wiesengrund, und aus des Stammes Wunde,
Da quillt ein gelber Strom, das helle Harz;
Als letzter Gruß bricht ein berauschend Duften
Aus seinem matten, sonnenwarmen Haar;
Ein Duften, heiß und stark, voll herber Süße,
In dem des Baumes allerletztes Sehnen
Nach Licht und Leben liegt und wieder stumm
Die bange Frage des Warum? erzittert. —

Erschütteret, ratlos und voll Mitgefühl
 Berühr' ich sanft das lichte Zweiggeriesel
 Und heb die zarten, kleinen Wipfelspitzen,
 Die noch vor kurzem jung zur Sonne blühten,
 Behutsam auf und schau' sie lange an
 Und küsse sie. — Doch immer wieder sinken
 Die toten Zweige schwer aus meiner Hand.
 Der Abendwind versucht, wie er's gewohnt,
 Zu spielen mit dem Haar — doch leblos ruht
 Und still der Baum und träumt nicht mehr und schweigt. —

G u s t a v F a b e r

Vom Wesen und Wert der Arbeit

Von Adolf Teutenberg

II. Arbeit als Lebenserhöhung

„Die Arbeit, dieser Fluch, womit Gott das menschliche Geschlecht
 segnete, gibt uns wahres und dauerhaftes Vergnügen.“
 Justus Möser

Was der erkennende Verstand als unabänderliches Schicksal hinzunehmen geneigt ist, dem braucht sich der zielstrebende Wille noch keineswegs resigniert zu unterwerfen. Über der Welt des Seins erhebt sich die Welt der Werte — und nur diese hat dem Handeln höhere Gesetze zu schreiben. Auf unser Thema übertragen heißt das: mag auch der beobachtende Blick, der *V e r s t a n d*, die Arbeit, von *t h e o r e t i s c h e n* Prinzipien ausgehend, als eine Beschwerde erkennen, so kann doch die wertende *V e r n u n f t*, von *p r a k t i s c h e n* Prinzipien ausgehend, dieses Erkenntnisurteil umstoßen oder es als nicht vorhanden betrachten, und der sittliche Wille hat auch im Sklaven noch Raum genug, sich über die Beschwernisse des Lebens zu erheben.

So betrachtet, gewinnt die Erscheinung der Arbeit im Leben des Einzelnen wie im Leben der Völker einen ganz andern Anblick. Das Sichabfinden, das Aufssichnehmen, ja das freudige Verrichten der Arbeit wird zu einer *L e b e n s a u f g a b e*, und die Lösung dieser Aufgabe wird zu einem *L e b e n s i n h a l t*: dieselbe Arbeit, die dem erkennenden Menschen ein negatives Vorzeichen zu verdienen schien, wird dem von sittlichen Vorstellungen beherrschten Menschen zum *p o s i t i v s t e n* Wert des Lebens; dieselbe Arbeit, die vom Menschen äußerste Kraftanstrengung verlangte und ihm Unlust auflegte, wird zu einem *J u n g b r u n n e n* der *K r a f t e r n e u e r u n g* und Kraft-